Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 1 (1917)
Heft: 12

Rubrik: Allerlei sprachliche Bemerkungen

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das seit Kriegsausbruch mächtig gesteigerte sprachliche Selbstgefühl der Reichsdeutschen hat es mit sich gebracht, daß die Versuche, die lateinischen Allerweltsnamen durch deutsche zu ersetzen, mehr Anklang gefunden haben als früher, aber einzelne Kalender, wie Meyers historisch-geographischer, haben schon vorher wenigstens beiläufig die deutschen Bezeichnungen geführt. Der „Gesundbrunnen"-Kalender des Dürerbundes hatte bis 1916 unter den lateinischen die Namen Karls des Großen und die noch heute in der Schweiz und vor nicht allzu langer Zeit auch in Deutschland üblichen gebracht (Jenner, April, Brachmond, Heumond, Augstmond usw.); 1917 aber ging er zu jener Reihe über, die eifrige Deutsche schon früher etwa gebraucht hatten: Hartung, Hornung, Lenzing, Oster, Mai, Brachet, Heuert, Ernting, Scheiding, Gilbhard, Neblung und Jul. Diese Namen sehen ja altdeutsch aus, wenigstens so altdeutsch wie viele „altdeutsche" Möbel und Zimmereinrichtungen, aber sie sind auch wie viele altdeutsche Möbel neu gemacht. Vor etwa 30 Jahren hat sie ein Major von Pfister-Schwaighusen z. T. frei erfunden. Im „Kunstwart" hat sie letzten Frühling Professor Brenner vermöbelt, aber ein fröhlicher Wandervogel hat ihm geantwortet: seien sie nicht altdeutsch, so seien sie eben neudeutsch, und das genüge, die Freude daran sollten sich Wandervögel und andere Leute durch jene Professorenweisheit nicht rauben lassen.

Da die Monatsnamen im Rechtswesen sehr wichtig sind, ist Einheitlichkeit ein Vorteil, und im Zeitalter des Weltverkehrs, der natürlich nach Friedensschluß wieder in Gang kommen wird, und insbesondere in einem drei- oder gar viersprachigen Lande dürfte es schwer halten, die alten deutschen Namen beizubehalten (geschweige denn neue einzuführen). Aber in beschränktem Maße, z. B. im Familien- und freundschaftlichen Verkehr ließen sich die wirklich eingeführten wie Hornung, Brachmonat, Heumonat, Weinmonat, Christmonat und die einigermaßen eingedeutschten wie Jenner und Augsten schon noch brauchen. Diese Zweispurigkeit ist ja gewissermaßen Verschwendung, auch sind für die deutschen meist keine so bequemen Abkürzungen gebräuchlich, aber wir haben ja noch für ganz anderes Zeit und Kraft übrig, und bodenständiger, heimatlicher, altschweizerischer klang es eben doch, als die Bundeskanzlei ihre getreuen lieben Eidgenossen von Appenzell oder Glarus noch dem Machtschutze Gottes empfahl „am 31. Christmonat" und nicht am 31. Dezember. Wollen wir's nicht wieder versuchen, bei passenden Gelegenheiten?

Allerlei sprachliche Bemerkungen.

Vor die Augen führen.

Es muß heißen: vor Augen führen, vor Augen halten u. dgl. In festgefügten, altüberkommenen Redensarten fehlt oft das Geschlechtswort, auch wo wir es sonst setzen würden, z. B. zu Ohren kommen, zu Gehör bringen, zu Herzen, zu Handen nehmen, zu Füßen fallen, im Mittelhochdeutschen krone tragen (König sein), under krone (die Krone auf dem Haupte).

Obschon es richtig heißt: vor Augen führen, so ist es doch nicht falsch zu sagen „Er durfte mir nicht mehr unter die Augen kommen, in die Augen sehen"; denn diese Ausdrücke sind nicht so formelhaft angewandt.

Dagegen sei in diesem Zusammenhang noch auf einige andere Mißstände hingewiesen. Einmal auf die Verwendung des Geschlechtsworts in dem Satze: Ich hatte die Gelegenheit, etwas zu kaufen (wohl nach dem Französischen J'avais l'occasion). Sodann die namentlich in Deutschland häufige Aufschrift „zu Händen von" statt „zu Handen von". Die umlautlose Form ist eben auch die altertümliche, festgeprägte, an der nicht gerüttelt werden darf. H. St.

Es ist nicht zu verwundern.

Kann man überhaupt etwas verwundern? Nein, aber sich über etwas wundern oder etwas bewundern. Wie soll nun die Ueberschrift richtig lauten? Streng genommen: Es ist nicht zum Verwundern, aber besser deutsch, weniger pedantisch: Es ist kein Wunder oder kürzer: Kein Wunder, daß usw.

Warum ist denn der Ausdruck „Es ist nicht zu verwundern" falsch? Weil verwundern ein rückbezügliches Zeitwort ist; man kann also nur sich, nicht aber andere, noch weniger einen Gegenstand verwundern. In der Leideform würde ja der Satz lauten: Es kann nicht verwundert werden, was jedermann als unrichtig erkennt. Demnach dürfte man aber auch nicht sagen: zum Verwundern? Doch, denn auch andere rückbezügliche Zeitwörter können ein Verhältniswort mit Geschlechtswort bei sich haben, z. B.: Es ist zum Schämen, zum Erbarmen, z. B.: „Das Heer war zum Erbarmen" (Schiller, Piccolomini 2, 7). H. St.

Die Punktkrankheit.

Es wird immer ärger mit dem Punktunfug. Eduard Engel hat ihn hübsch verspottet, von Hundetrabstil und Stilasthma gesprochen und nach dem Ursprung des Uebels geforscht. Es sind jetzt sechs Jahre her, aber die Krankheit fordert immer neue Opfer.

Was gemeint ist, gehe aus folgendem Beispiel hervor, das ich der „Vossischen Zeitung" vom 10. April 1917 entnehme. Da schreibt Georg Bernhard: „So wird der Aufenthalt für den Deutschen in der neutralen Schweiz nach Ueberwindung der vorübergehenden Depressionsperiode zu Tagen der Selbstbesinnung und der Prüfung. Zu Tagen, die uns schließlich wohltun. Die Reise in die Schweiz wird uns zu einer Badekur der Seele, die uns ruhiger stimmt. Und von der wir schließlich in unsern Anschauungen bereichert und auch gekräftigt in den harten Daseinskampf des Vaterlandes zurückkehren."

Warum setzt der Verfasser nach dem Worte Prüfung und nach dem Worte stimmt einen Punkt, und nicht ein Komma? Bis vor zehn Jahren wäre es kaum jemand eingefallen, da Punkte zu setzen. Der Brauch und die Regel verlangen hier das Komma, nicht nur im Deutschen, auch in andern Sprachen. Ohne jede Notwendigkeit wird hier von der alten und unverbrüchlichen Regel abgewichen, daß der Nebensatz von dem Hauptsatz, zu dem er gehört, durch Komma zu trennen ist. Der erste, der auf diesen Einfall kam, mag den Wunsch gehabt haben, eine Eigentümlichkeit der lebendigen Rede nachzuahmen. Beim Sprechen kommt es etwa vor, daß man absetzt, als wäre der Satz abgeschlossen, dann nachträglich sich anders besinnt und noch einen Nebensatz oder ein Satzglied anfügt. Es kann ja wohl einmal ein Schreiber einen guten Grund haben, eine solche Schwäche des unvorbereiteten mündlichen Ausdrucks nachzuahmen, um eine besondere Wirkung zu erzielen. Aber zur Mode, zur Manier darf so etwas nicht werden, sonst wirkt es abstoßend. Ganze Bücher sind dadurch entstellt worden. War es mir schon eine harte Geduldsprobe, den Helmut

Harringa von Popert zu lesen, weil er von dieser Punktkrankheit befallen ist, so brachte ich es bei dem beliebten Roman Die Heilige und ihr Narr von Agnes Günther bloß bis auf dreißig Seiten; dann warf ich das Buch weg, weil ich so etwas nicht durch einen ganzen Band hindurch aushalte, auch vor derartigen Stilkünstlern keine Achtung haben kann. Bl.

Schweizerdeutsche Bühne.

Jakob Bührer hat dem Deutschschweizerischen Sprachverein einmal vorgeworfen, er habe noch nichts getan für das schweizerische Bühnenwesen. Das ist wahr, aber auch sehr begreiflich bei der Kleinheit unserer Mittel. Bührer will aber selbst etwas tun, und das ist schön. Ein schweizerisches Nationaltheater wird auch er nicht schaffen, es ist auch nicht nötig, aber wo in der Tat mehr geleistet werden könnte, darauf hat er hingewiesen: auf das mundartliche Lustspiel. Freilich: „organisieren" kann man auch da nur die Aufführungen und die Verbreitung, nicht die Erzeugung, um so dankbarer muß man ihm sein, daß er da selber dichterisch tätig gewesen ist. Sein „Volk der Hirten", das schon in Schaffhausen und in Zürich aufgeführt wurde, bildet ein Kleeblatt von „lustigen Spielen", wie er sie mit Recht nennt — Lustspiele wird man sie nicht nennen, sondern nur Schwänke, wenn sie auch mit dem echten Lustspiel das gemein haben, daß sie im Grunde sehr ernst sind, so herzlich man zunächst lachen mag. Was uns vor allem anzieht, ist die köstliche Art, wie die verschiedenen Schweizer vor allem sprachlich, dann aber auch nach ihrer geistigen Eigenart gekennzeichnet sind, besonders der Basler, der Zürcher und der Berner; aber auch die Stände sind gut getroffen: der Nationalrat, der Bauer und der Dr. phil., der Sekundarlehrer und Kunstkritiker ist. Doch auch auf politischem Boden steht uns der Verfasser eigentlich nahe, denn auch er scheint sich die Aufgabe, „das Rassenproblem vorbildlich zu lösen," nicht so einfach vorzustellen wie gewisse andere Leute.

Für Liebhaberbühnen und Heimatschutztheater ist die Aufführung dieser Spiele (einzelner oder aller drei zusammen) eine sehr dankbare Aufgabe.

Bei dieser Gelegenheit sei gerne anerkannt, daß die schweizerdeutsche Bühne (im engern Sinn) nicht ausschließlich das mundartliche Lustspiel zu pflegen braucht, daß die Mundart auch im ernsten Schauspiel und sogar im Trauerspiel künstlerisch wirken kann. Das Beispiel, das Kaeslin seinerzeit in der N. Z. Z. anführte (Paul Hallers „Marie und Robert"), wird es beweisen, und wenn auch solche Fälle noch nicht häufig sein werden, so wissen wir doch schon mindestens seit Gotthelf, daß sich hohe Gedanken und zarte Gefühle auch mundartlich ausdrücken lassen. Wenn wir seinerzeit (im Jenner, bei Besprechung von Reinharts „Waldvogelzyte") von einer Schwierigkeit gesprochen haben, so war dabei wohl das Wort „unmittelbar" etwas mißverständlich oder ungeschickt. Gemeint war das, was Otto von Greyerz, gewiß ein großer Freund der Mundartdichtung, meinte, als er in seinem Basler Vortrag von 1916 sagte: „Es fehlt der Mundart der Ausdruck für Vorstellungen und Empfindungen höherer Ordnung. Sie darf den Aufflug in die Himmelsluft der idealen Anschauung nicht wagen." Also nur für die abstrakte Form der Gedanken und Gefühle höherer Ordnung eignet sich die Mundart nicht recht, wohl aber für ihre menschliche Verkörperung, und wenn sich in der deutschen Schweiz neben der ernsten und feinen mundartlichen Lyrik und Erzählung nun auch noch die ernste und feine Bühnendichtung entwickeln sollte, so haben wir allen Anlaß, uns darüber zu freuen.

Wie verschafft man sich das Schweizerische Idiotikon?

Unser Idiotikon ist kein Werk, von dem man behaupten kann, „es sollte in keiner Schweizerfamilie fehlen". Dazu ist es vor allem zu teuer, und man kann kaum von jedem Gebildeten, geschweige von weiteren Kreisen so viel Teilnahme erwarten an etwas so „Selbstverständlichem", wie es die Mundart, und an etwas so „Unpraktischem", wie es ein mundartliches Wörterbuch ist; auch braucht es ja einige Zeit, bis man sich an seinen Gebrauch, an die Reihenfolge und die Abkürzungen gewöhnt hat. Aber vielleicht ist doch der eine oder der andere unter unsern Lesern, der den großen Entschluß fassen könnte und fassen würde, wenn man ihn ein wenig stupfte und ihm genauer sagte, wie man sich das Ding verschaffen kann.

Bis jetzt sind 82 Lieferungshefte erschienen, von denen die ersten 75 sieben Bände bilden, der 8. Band ist noch nicht vollständig. Jedes Jahr kommen 3 bis 4 Hefte (von 80 doppelspaltigen Seiten) heraus.

Was kostet das? Jede Lieferung kostet 2 Fr.; die Jahresausgabe für die neu erscheinenden Teile kommt also kaum in Betracht, das vermag sozusagen jeder von uns, und alle 3—4 Jahre einen Einband auch noch. Wenn man nun auch an jedem neuen Hefte für sich seine Freude haben kann und dran immer etwas zum „Schneuggen" hat, seinen Wert als Nachschlagewerk hat es eben doch erst, wenn es mehr oder weniger vollständig ist. Die bisher erschienenen 7 Bände nun kosten, in Leder gebunden, je 23—32 Franken, zusammen 196 Franken, dazu 7 bisher erschienene Hefte des 8. Bandes 14 Fr. Aber das braucht man ja nicht alles auf einmal zu nehmen und zu zahlen, das kann man verteilen auf so viele Jahre als man will. Man kann's immer noch in Heften beziehen und bestellt z. B. (außer den neu erscheinenden) monatlich ein Heft, das macht jährlich 24 Fr. und einen Einband, und hat in 7 Jahren alles beisammen, oder man nimmt alle 2 Monate ein Heft, das macht jährlich 12 Fr., alle 2 Jahre einen Einband, dann hat man in 14 Jahren alles beisammen und hat ein Familienstück, auf das Kinder und Kindeskinder noch stolz sein werden; ja die erst recht, denn wer weiß, wie's dann steht mit unserm Schweizerdeutsch. Und so gut wie man in einem Hause Schützenbecher, Schmucksachen, ehrwürdige alte Bücher und Handschriften aufbewahrt und den Nachkommen überliefert, so gut könnte man ihnen auch die Sprache überliefern. Auch in Vereins- und besonders in Schulbüchereien könnte es wertvolle Dienste leisten. Das Idiotikon ist ja eigentlich unser sprachliches Landesmuseum. An den Gebrauch gewöhnt man sich rasch und leicht, wenn's auch nicht so einfach ist wie bei einem Konversationslexikon.

Allerlei.

Zur Entschuldigung eines Schülers:

„Hiermit Ihnen zur Nachricht daß mein Arnold wegen durch Zahnweh am Sonnabend hervorgerufen seit Sonntag ein vollständig verschwollenes Gesicht ganz entstellt dadurch hat zu Hause behalten mußte, jetzt jedoch im Abnehmen begriffen ist, so daß ich denke, morgen ihn zur Schule senden zu können."